

vom Leben steht er traurig auf. Der Grund des Blattes ist violett; man muß an ganz junge unwissende Mädchen denken, die mit schweren Ahnungen im Frühling, die duftenden Blumen zaghaft betrachtend, in faustmüthiger Trauer durch den Garten gehen — so hold, so weich, so süßer Aengstlichkeiten voll ist dieses Violett. Aber in der Mitte der Tafel sind zwei große Flecken von Orange, grell, heftig, ungestüm. Ihr schriller, wie aus einer großen Wuth entbrochener Ton und jener demüthige, bange und verträumte umgeben die Gruppe der beiden ungeschickt verzückten Gestalten mit einer seltsamen, bethörenden und aufregenden, bald sehentlichen, bald wilden Melodie. Sehr schön hat der Künstler, so die Stimmung getroffen, die in dem Buche ist: eine schwelgende und leidende Jugend hören wir da jauchzen und stöhnen, hoffen und verzagen, schmerzlich seltsam sein. Es ist die Stimmung der zwanzig Jahre. In dieser schön berauschten Zeit meint der Jüngling jetzt aus dem Himmel zur Hölle zu stürzen, jetzt von der Hölle zum Himmel zu fliegen; auf die Erde stellt sich erst später der Mann. Das wird in dem Buche des jungen Desterreichers mit Unschuld dargestellt. Es schildert vier Deutsche, die nach Paris gehen, um die Kunst zu suchen; was ihnen da an Hoffnungen und Ermattungen, Rausch und Jammer, Verzauberungen und Entfagungen zutheil wird, spricht es lyrisch aus. Das werden nun gewiß viele mit Rührung anhören, weil sie dasselbe erlebt haben. Denn viele von uns sind dort, im lateinischen Land, erst zum Leben erwacht. Erwachen — das ist ja das große Wunder, das uns die unvergeßliche Stadt gegeben hat: vorher sind wir in der Finsternis getaumelt, im Schlafe haben wir geächzt und uns geworfen, wohl mochten wir Schönes in uns ahnen, aber es war angebunden, nichts wurde frei — erst Paris hat uns aufwachen lassen. Unter den fremd redenden Leuten haben wir dort zum ersten Mal die Sprache unserer Seele vernommen, im Gewühl der unendlichen Straßen sind wir dort mit uns zum ersten Mal allein gewesen. Wie ein Atlas seines eigenen Wesens kommt diese Stadt einem jeden vor, an ihr kann er sich erblicken. Sie gibt sich jedem zu seinem Sinnbild her, das ist ihre Macht. Diese hat der junge Desterreicher gefühlt und wir erinnern uns mit ihm. Das macht uns sein Buch lieb, kaum können wir uns von ihm trennen.

Ist jedoch diese erste Freude weg, so wird man kritische Bedenken nicht abwehren können. Man wird dann gewahr, daß der Autor zwar wahrscheinlich ein Künstler, aber sein Buch gewiß kein Kunstwerk ist. Verläßt man es nämlich und geht fort, um es bei sich im Gefühle noch einmal zu genießen, so wird man wohl einen deutlichen Geschmack des Dichters behalten, ja, seine Natur empfinden wir nach; aber keine seiner Gestalten bleibt in uns zurück, sie begleiten uns nicht, sie sind gleich entronnen, sein Werk zerfließt. Es ist wie ein Tagebuch, Monologe eines Jünglings enthaltend, seine Stimmungen und Launen verzeichnend, allerhand Material beitragend, das ein Baumeister wohl zu einem Romane brauchen könnte. Aber dieser Baumeister ist er nicht; ja, er scheint überhaupt gar nicht daran zu denken, daß er bauen sollte. Hätte ich das Gefühl, daß es es bloß nicht kann, so würde ich schweigen. Aber ich vermuthete, daß es ihm vielmehr an der rechten Einsicht, an der guten Absicht fehlt; er würde es schon können, aber er muß es erst wollen lernen. Er hat, wie viele unter den ganz jungen Leuten von heute, offenbar gar kein Gefühl, was ein „Werk“ ist. Sie meinen, es genügt, wenn man nur ein Künstler ist; was ein Künstler äußert, ist schon Kunst. Daß er dann erst trachten muß, sein Fühlen zu gestalten, diese Gestalt von sich abzulösen und ihr eine solche Kraft aus sich einzugeben, daß sie nun auch ohne ihn, von ihm losgetrennt und unter die Menschen ausgeschickt, aus Eigenem fortleben kann, das vergessen sie. Sie schaffen nichts, sie sind nur da. Was sie Werke nennen, sind keine Thaten; es sind nur Abfälle ihrer Existenzen. Ein Stück aus ihrem Leben nehmen sie her, als ob es eine Fenster Scheibe wäre, und was ihnen nun gerade in den Sinn kommt, rügen sie ein, allerhand Schnörkel, jetzt ein großes Herz, dann einen theureren Namen, Sprüche und Gedanken, die ihnen gefallen, hier einen traurigen Vers, dort ein heiteres Gesicht; sieht man in der Nähe das Einzelne an, so mag man sich freuen, lächelnd oder nachdenklich so viele Launen nachzufühlen; tritt man weg, so wird es aber zuletzt doch nur eine zertraktete Fenster Scheibe sein. Sie vergessen, daß ein Werk mehr als bloß eine schöne Geberde des Künstlers sein muß; es soll aus ihm ein Geschöpf für sich werden, das freilich vom Künstler kommt, aber dann von ihm entbunden worden ist, so daß es jetzt allein sein eigenes Leben leben kann. Das scheinen die jungen Leute jetzt gar nicht mehr zu wissen. Wie jener Kieselak meinen sie, daß jeder Felsen bloß dazu da ist, damit sie ihren Namen hinschreiben. Jedes Ding nehmen sie her und malen ihre momentane Stimmung hin. Dabei vergessen sie, daß sich die Dinge das nicht immer gefallen lassen. Sie vergessen, daß sie nicht allein auf der Welt sind. Sie vergessen, daß es zum Künstler nicht genügt, sich selber zu fühlen: wirken und schaffen kann er erst, wenn er gelernt hat, auch alle Dinge gerecht zu fühlen. Daran fehlt es ihnen; sie stecken im Subjectiven.

Zu Eckermann hat Goethe einmal über dieses Thema gesprochen; seine Worte sollten sie auswendig lernen. Er hatte den Doctor Wolff, einen damals sehr beliebten Improvisator, angehört und ihm „einen guten Rath gegeben“. Ein entschiedenes Talent an ihm spürend, wünschte er, „ihn von der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, von der Subjectivität zu heilen“. Er wisse noch nicht und wage noch nicht, „das Object gehörig zu ergreifen“. Das müsse er erst noch lernen.

„Wenn er zum Objectiven durchbricht, so ist er geborgen Wenn einer singen lernen will, sind ihm alle diejenigen Töne, die in der Kehle liegen, natürlich und leicht; die anderen aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zugebete stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er bloß seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjective Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.“ So sagte er; dann trat er einen Augenblick an den Ofen, schwieg eine Zeit, wie einer, der etwas bedenkt, und den Finger an den Mund gelegt, fuhr er dann fort: „Ich will Ihnen etwas entdecken und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv; dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objectiv Richtung Jedes tüchtige Bestreben wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objectiver Natur waren.“ Das sollten unsere jungen Leute einmal durchdenken, nachfühlen und beherzigen. Nun sind sie lange genug sich anschnmachende Narcisse gewesen. Nun ist es an der Zeit, daß sie endlich den Respekt vor den Dingen haben sollen, den der Dichter braucht. Mögen sie endlich aufhören, nichts als ihre Seele interessant zu finden, und sich der Welt zuwenden! An ihr werden sie erst inne werden, was sie selber sind; an ihr können sie es erst gestalten. Wer sie mit der fruchtbarsten Liebe umfängt, der wird unter ihnen der große Dichter sein.

Hermann Bahr.

Reisen.

Jetzt bricht die Zeit heran, da man beginnt, auf gewohnten Wegen gewohnte Gestalten zu vermissen, da man, genöthigt, in der Stadt zu verweilen, sie seltsam verändert und fremd findet, da einzelne Gassen, Straßenzüge, ganze Viertel das Bild sonnenbeschienener Nekropolen bieten und am lichten Tage einen kalten Hauch von Verlassenheit, wie von Tod ausströmen.

Man geht verwundert und befremdet durch die stillen Zeilen, die Häuser mit den geschlossenen Fenstern, den verfärbten und lichtdichten Vorhängen hinter den Scheiben erinnern durch ihre einförmigstillen Facaden fast an jene altlyrischen Grabmäler, in denen, zu parallelen Reihen auf hohen, glattgehauenen Felsenwänden, gleichförmige Steinplatten dunkle Todtenkammern schlossen. Und mehr noch als diese rein äußerliche Ruhe beschleicht den Schauenden das Empfinden, daß die Kammern und Zimmer und Säle hinter jenen verschlossenen Fenstern wirklich etwas Kaltes und Todtes bergen, denn ein verlassenes Zimmer ist wie ein Grab, zwischen dem Tod und einer Wiedergeburt. Und dieses fast beängstigende Empfinden verschärft sich und tritt distincter hervor, im Maße wie sich die Sensation vertieft und verzweigt: man erinnert sich, verschwommen erst, dann unrißhaft und klarer, wie man beim Wiedersehen eines Zimmers im Herbst unbewußt die Wahrnehmung gemacht hat, daß es ganz anders sei, als es vom Frühjahr her in der Erinnerung gestanden, daß etwas, das da war und dem Auge oder dem Behagen sich eingepreßt hatte, seinen Platz verlassen oder verändert hat, daß neues hinzugekommen sei, auf dessen Ton man sich das alte Bild nun erst stimmen muß. Daß Menschen, die man fern wußte und die zurückgekehrt sind, nicht mehr in derselben Distanz von uns ruhen wie vor der Reise; daß sie etwas Fernes mitgebracht oder etwas Nahes in der Ferne gelassen haben und durch dieses Minus oder Plus uns nähergerückt sind oder sich von uns entfernt haben, vorausgesetzt, daß wir unsere Stabilität bewahrten, während ihres Ferneseins. Wir entsinnen uns, wie wir Menschen, die wir in ihrer Behausung, an ihrem ständigen Aufenthaltsorte gekannt und dann in einem fremden Milieu wiedergetroffen haben, anders fanden, daß sich die Beziehung zwischen uns und diesen Menschen verschoben hat, sei's, daß wir selbst uns verändert haben, oder sie durch irgend eine Metamorphose gegangen sind.

Aus einem fremden Lande heimgekehrt, vermag man nur schwer sich „zurechtzufinden“, und was in diesem Ausdruck liegt, weckt fast die Vorstellung eines Gegenstandes, der seinen knapp umgrenzten peripherischen Ausschnitt verlassen hat und sich nun nicht mehr recht in ihn fügen will. Der Raum, der unser tägliches Leben umgibt und mit haarscharfer Deutlichkeit dieses Leben und den, der es führt, widerspiegelt, hat, nun da wir zurückgekehrt sind, ein neues Gepräge erhalten, durch die Gegenstände, die wir von der Reise heimbrachten: sie sind sichtbare Zeichen dessen, daß wir Fremdes empfangen und aufgenommen, und daß wir das Bedürfnis empfunden haben, es uns nach Können auch äußerlich festzuhalten, wenn es uns eben dazu geeignet schien. —

Es liegt ein tieferer Sinn in dem Reisen und der Sehnsucht nach Veränderung, als sich im ersten Augenblick enthüllen will. Sei es nun Bedürfnis nach Luftwechsel oder Zerstreuung, Reisetrieb, Wissensbegierde, Sehnsucht oder Unruhe — es sind dies nur instinctive Gesten einer verborgenen Gewalt, die in uns lebt, und für die wir in unserer